

Alexi Zentner · Das Flüstern des Schnees



Alexi Zentner

# Das Flüstern des Schnees

*Deutsch von  
Werner Löcher-Lawrence*

**btb**

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »Touch« bei W. W. Norton & Company, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Munken Premium Cream* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage  
Copyright © 2011 by Alexi Zentner  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Satz: Uhl & Massopust, Aalen  
Druck und Einband: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-75289-8

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de!](http://www.transatlantik.de!)  
[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)  
[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Für meine Frau Laurie,  
die der Grund dafür ist, warum es bei allem,  
was ich schreibe, am Ende immer um Liebe geht,  
und für meine Töchter Zoey und Sabine



## *Berührung*

Die Männer flößten die Stämme schon früh, im September, den Fluss hinunter. Entastete, kronenlose Bäume verstopften den Flusslauf, so weit ich und die anderen Kinder sehen konnten. Mein Vater, der Vorarbeiter, stand oben an der Rutsche, brüllte den Männern seine Befehle zu und gestikulierte mit der zerquetschten Hand. »Das ist bares Geld da im Wasser, Jungs«, trieb er sie an. »Macht schon, macht schon.« Ich war damals zehn Jahre alt, und in meiner Erinnerung ist er ein Riese.

Trotz der schlimmen Hand wusste mein Vater immer noch mit seinem Ende der langen Trummsäge umzugehen. Bei ihm summte sie so schnell durchs Holz wie bei den meisten anderen Männern mit zwei gesunden Händen. Aber mit nur einer Hand konnte er das Holz nicht den Fluss hinunterflößen. Wenn die Männer die Bäume Richtung Havershand schafften, stand mein Vater in der Mitte, wo die Stämme sicher verkeilt waren, und hielt sich von der wippenden, splitternden Zerstörung an den Rändern fern. Es dauerte Tage, das Holz

den Sawgamet hinunterzuschaffen, Tage mit wenig Schlaf und ständigem Auf-der-Hut-Sein. Passt auf eure Füße auf, Jungs. Die sich drehenden Stämme zerquetschen euch. Die kalten Wassertiefen unter ihnen hielten stets den Schlund geöffnet. Männer stellten Zelte auf den Stämmen auf, dort, wo das Holz so eng zusammengedrückt wurde, dass es einen festen Boden bildete, einen sicheren Ort, an dem sich ein paar Stunden schlafen, Zwieback essen und Tee trinken ließ. Von Havershand aus wurden die Stämme mit dem Zug weitertransportiert, ohne meinen Vater: entweder Richtung Süden, um Eisenbahnschwellen daraus zu machen, oder zweitausend Meilen östlich nach Toronto und dann auf Frachtern nach Boston und New York, wo aus den Riesenbäumen Balken und Stützen für die Städte fremder Menschen wurden.

In meiner Erinnerung ist mein Vater ein Riese, obwohl er sich, wie meine Mutter ganz richtig sagt, nicht ducken musste, um in unser Haus zu kommen, die kleine Vorarbeiter-Hütte mit der überdachten Veranda gleich hinter der Sägemühle. Aus den Geschichten meines Vaters weiß ich, dass es ihm wie mir ging und auch sein Vater, mein Großvater Jeannot, für ihn ein Riese war. Allerdings hatte er meinen Großvater nie selbst erlebt, sondern musste sich auf das verlassen, was ihm meine Großtante Rebecca und mein Großonkel Franklin erzählten. Die beiden zogen ihn wie ihren eigenen Sohn auf, nachdem Jeannot aus Sawgamet verschwunden war. Ihre und die Geschichten anderer Männer und Frauen, die meinen Großvater noch gekannt hatten, hat mir mein Vater weitererzählt.

Bis er nach Sawgamet zurückkehrte und ich ihn selbst kennenlernte, hatte ich meine ganz eigene Vorstellung von



Jeannot. Ihn zu erleben, die Geschichten von Jeannot selbst zu hören, machte es jedoch nicht leichter, zwischen Legende und Wirklichkeit zu unterscheiden. Einige der Geschichten habe ich meinen Töchtern erzählt, manchmal Jeannots eigene Version, manchmal die Bruchstücke, die ich von anderen Männern und Frauen und von meinem Vater habe, und manchmal erzähle ich die Dinge auch so, wie ich es mir wünsche oder vorstelle. Selbst wenn ich meinen Töchtern von meinem eigenen Vater erzähle, kann ich nicht immer sagen, was davon sich nun durch das wiederholte Erzählen verändert hat.

Im letzten Sommer war es dreißig Jahre her, dass ich zehn war, und ich fände es schön, wenn mich meine Töchter – die ältere ist gerade ebenfalls zehn geworden – sehen, wie ich meinen Vater damals sah, aber das ist eher unwahrscheinlich. Mein Vater arbeitete im Wald und schlug Holz ein, flößte es in den ersten Jahren selbst noch den Fluss hinunter, befreite Stämme aus Stromschnellen und Strömungen und schaffte das Holz so die dreißig Meilen von Sawgamet nach Havershand. Ich dagegen bin als anglikanischer Priester zurück nach Sawgamet gekommen und lebe im Schatten meines Vaters und Großvaters in dieser Holzfällerstadt, der die jungen Männer genommen wurden, die losgezogen sind, um im zweiten Krieg meines Lebens in Europa zu kämpfen.

So viele Jahre war ich fort. Mit sechzehn bin ich nach Edmonton ins Seminar gegangen und dann als Feldgeistlicher über den Atlantik. Im Juni 1919 kehrte ich zurück, genau an dem Tag stieg ich vom Schiff, als der Versailler Vertrag unterschrieben wurde. Meine Mutter hätte mich gerne wieder zu Hause gehabt, aber Sawgamet brauchte neben

Vater Earl keinen zweiten anglikanischen Priester. So kam ich nach Vancouver, hatte dort meine Kirche und bald auch meine Frau. In Sawgamet war ich danach nur zu Besuch, und das auch nur unregelmäßig, aber jetzt bin ich ganz wieder hier. Vater Earl hat mich gebeten, die anglikanische Gemeinde zu übernehmen. Das war noch bevor sich herausstellte, dass meine Mutter bald sterben wird. Trotzdem bin ich fast zu spät gekommen. Bald schon – heute Nacht, morgen – wird sie tot sein, und ich muss eine Trauerrede für die Beerdigung schreiben.

Ich habe ausreichend Erfahrung darin, den Leuten zu predigen, dass Gottes Wege unergründlich sind und wir nicht denken sollen, wir könnten ihn verstehen. Wobei, wenn ich ehrlich bin, sind auch mein Vater und mein Großvater Götter für mich, nicht im religiösen Sinn, sondern wie die Götter, die uns nach dem Glauben der Eingeborenen hier oben in den Wäldern des Nordens vorausgegangen sind – und so gesehen waren die beiden tatsächlich welche: Sie haben den Wald gebändigt und die Zivilisation nach Sawgamet gebracht, und es lässt sich unmöglich noch unterscheiden, was an den überlieferten Geschichten wahr und was ein bloßer Mythos ist.

Während der letzten paar Wochen am Bett meiner Mutter, im Wissen, dass sie sich auf den Tod vorbereitet, habe ich etwas mehr Licht in das Dickicht aus Dichtung und Wahrheit zu bringen versucht. Wenn sie wach war, habe ich mit ihr geredet und ihr Fragen gestellt, wenn sie schlief, habe ich ihre Hand gehalten. Doch ganz gleich, wie oft ich mit meinen Gedanken in jenen Winter, als ich zehn war, zurückkehre, ganz gleich, wie viele Fragen ich meiner sterbenden Mutter stelle

und wie viele Geschichten ich über meinen Vater und meinen Großvater höre, bleiben immer noch etliche Dinge, die ich nie in Erfahrung bringen werde.

Zum Beispiel werde ich nie sagen können, was mein Vater über seine zerquetschte Hand dachte. Als Kind hatte ich Angst, ihn danach zu fragen. Er sprach nicht über die Gefahren seiner Arbeit. Der Fluss war rasant und endgültig, aber es geschah beim Einschlag, zwischen den Bäumen, wo sich jeder Tag wie der andere entfaltete und die Männer, wenn die glatten, abgenutzten Griffe der Sägen hin- und hersangen, ihre Gedanken schweiften ließen. Männer, die ich kannte, wurden von umstürzenden Bäumen erschlagen, verbluteten, weil eine stumpfe Axt von einem Baum abprallte und ihnen ins Bein schlug, wurden unter Stämmen, die von einem Karren rollten, zerquetscht oder ertranken beim Flößen. Jedes Jahr wurde ein Mann tot oder verstümmelt zurückgebracht.

Am fünften Geburtstag meiner Schwester Marie, da war ich noch nicht ganz acht, habe ich meine Mutter nach der Hand meines Vaters gefragt. Näher bin ich mit meiner Frage nicht an ihn herangekommen.

»Ich war dankbar«, sagte sie. Wir saßen auf dem Hang neben der Baumrutsche, sahen auf den Fluss hinaus und versuchten vergeblich, die Kriebelmücken zu verscheuchen. Mein Vater hatte Marie in den Wald mitgenommen, das Revier der Männer, als Geburtstagsgeschenk.

»Du warst dankbar?«

»Es war nur seine Hand«, sagte meine Mutter, und sie hatte recht.

An diesem Sommermorgen hatte Marie ihr eigenes Lunchpaket mit in den Wald getragen, gut verpackt und in ein Tuch

gebunden: zwei Scheiben Blaubeerbrot, ein paar kleine gekochte Frühkartoffeln, ein Stück Braten. Mein Vater ließ sie seine Axt tragen, die immer noch scharf war und glänzte, obwohl er sie seit seinem Unfall nicht mehr benutzt hatte. Während sie sich vom Haus entfernten, beschwerte ich mich, mein Vater hätte mich auch mitnehmen sollen, und dass die anderen Jungen ihren Vätern samstags und im Sommer helfen durften. Ich war alt genug, um Äste abzuschlagen, die Pferde zu halten und meinen Unterhalt zu verdienen.

»Du warst schon oft genug«, sagte meine Mutter, die sehr gut wusste, dass ich erst zwei Mal mit gewesen war, an meinen Geburtstagen. »Es ist viel zu gefährlich da draußen.« Ich wusste, sie dachte daran, wie meinem Vater der Stamm auf die Hand gerollt war und sie so fest eingeklemmt hatte, dass sie erst zu bluten anfang, als die Männer ihn befreit hatten. Ich muss ein langes Gesicht gemacht haben, denn ihre Stimme wurde ganz sanft. »Du gehst doch nächsten Monat wieder mit, an deinem Geburtstag.«

Sie kamen spätabends zurück, die Sommersonne war gerade untergegangen. Marie trug immer noch die Axt und weinte leise, sie humpelte, und auf ihren Strümpfen waren Blutflecken zu erkennen, wo die Blasen aufgerieben waren. Mein Vater ging langsam hinter ihr. Meine Mutter trat von der Veranda herab zu Marie hin, aber Marie wich ihr aus, stieg die drei Stufen hinauf und verschwand durch die Tür. Mein Vater schüttelte den Kopf.

»Sie wollte sich nicht tragen lassen.«

»Auch die Axt nicht?«

»Ich habe es versucht.«

»Und?«

Er küsste meine Mutter und schüttelte noch einmal den Kopf. »Es ist ein harter Tag für ein Kind. Aber wenn sie will, geht sie nächstes Jahr wieder.« Meine Mutter nickte und ging hinein, um nach Maries Blasen zu sehen, ihr etwas zu essen und ein Stück Kuchen zu geben.

In der Woche danach hörte Charles Rondeau beim Entasten eines Baumes die Rufe der Männer nicht, und Mr Rondeau musste seinen blutüberströmten Sohn tot aus dem Wald tragen. Charles war damals nur ein paar Jahre älter als ich, und als ich einen Monat später acht wurde, schenkte mir meine Mutter einen neuen Sonntagsanzug, der viel zu warm und kratzig war, und mein Vater ging allein in den Wald.

Trotz Charles Rondeaus Tod war die Saison, in der ich acht wurde, eine gute, denn die Wärme hielt sich länger als gewöhnlich. Mein Vater ließ die Männer bis in den späten Oktober hinein Bäume fällen. Es hatte noch nicht gefroren, als sie anfangen, die Stämme über die Rutsche hinunter in den Fluss zu schaffen.

Als auch der letzte Baum im Sawgamet schwamm, winkte uns mein Vater von der Mitte der Stämme aus zu, und Marie und ich liefen zusammen mit den anderen Kindern ein oder zwei Meilen am Ufer mit und riefen zu den Flößern hinüber. Wie alle anderen kam auch mein Vater in diesem Jahr lachend aus Havershand zurück. Die Männer hatten die Mäntel ausgezogen, trugen ihre Floßhaken über der Schulter und kleine Geschenke für Frauen und Kinder unter den Armen. Der Winter war in diesem Jahr mild, und als der Fluss im Dezember einfro – so spät war das Eis noch nie gekommen –, bekamen Marie und ich unsere ersten Schlittschuhe. Sie

waren neu, es lag noch Seidenpapier in der Schachtel. Weihnachten war dieses Jahr früher.

Auch wenn wir im Sommer mit Vater in den Wald wollten, waren die Winter doch besser, denn da hatten wir ihn für uns. An den Schultagen ging er in die Mühle, ordnete die Sägeblätter, sah sich die Bücher durch und half seinem Stellvertreter Pearl mit den Pferden. Aber wenn die Schule aus war, kam er ebenfalls nach Hause, saß abends mit uns am Feuer, und gemeinsam lauschten wir unserer Mutter, die früher als Lehrerin an der Schule von Sawgamet gearbeitet hatte und uns aus ihren Büchern vorlas. Er schnitzte kleine Holzspielzeuge für Marie, ein Pferdchen, eine Pflöf. Das Stück Holz drückte er dabei mit der schlimmen Hand auf den Tisch. Meist jedoch erzählte er uns Geschichten.

Ich wusste, dass er draußen im Wald ein anderer war. Das musste er. Er sicherte sich den Respekt der Männer, und die ließen die Sägeblätter durchs grüne Holz summen. Während sie mit ihren Äxten ein Lächeln in die Kiefern hieben, die gefällten Bäume von ihren Ästen befreiten und Ketten um die Stämme schlangen, war mein Vater überall, rief, redete, brachte sie zum Lachen und griff, wenn nötig, selbst nach dem Ende der Säge. Er trieb sie an, und wenn sie dagegenhielten, kam er mit blauen Flecken nach Hause, einem angeschwollenen Auge, aufgeschauerten Fingerknöcheln. Er sorgte dafür, dass sie zuhörten.

Zu Hause war er ein sanfter Mensch. Abends erzählte er uns Geschichten über seinen Vater: wie Jeannot Gold gefunden und sich in Sawgamet niedergelassen hatte, und vom bösen, langen Winter nach dem Ende des Booms. Er er-

zählte uns von den Qallupilluit, die Kinder entführen, von Amaguq, dem Schelm und Wolfsgott, vom Loup-Garou und den Blut trinkenden Adlets, von den Ungeheuern und Hexen des Waldes und den Zaubereien, denen er bei der Arbeit begegnete: wie dem Sägemehl Flügel wuchsen und es den Männern mückengleich in die Hemden flog, und wie ein Baum aufgestanden und vor den scharfen Zähnen der Säge geflüchtet war. Er erzählte uns, wie sie einmal beim Spalten eines Stammes ein Feen-Königreich gefunden hatten, wie er mit einem einzigen Schwung seiner Axt ein ganzes Waldstück gefällt hatte, und dann war da noch die Geschichte von der Baumfamilie, die sich gegenseitig umarmt und zum Himmel gereckt hatte, in Liebe verbunden.

Unsere Lieblingsgeschichte jedoch, die Geschichte, die er immer wieder erzählen musste, war die, wie er unsere Mutter endlich überzeugt hatte, ihn zu heiraten. Das letzte Mal hat er die Geschichte, daran erinnere ich mich genau, im Frühling vor meinem zehnten Geburtstag erzählt.

»Sie hatte alle Männer abgewiesen, nur mich und Pearl Gasseur noch nicht«, sagte er.

»Den alten Pearl?«, kicherte Marie und sah Pearl so vor sich, wie ich ihn vor mir sah, auf den Stämmen im Sawgamet, mit seinem dichten grauen, verrückt vom Kopf abstehenden Haar und der vergilbten langen Unterwäsche, die unter seinen Hemdsärmeln hervorsah.

Mein Vater hatte die Geschichte schon so oft erzählt, dass Marie sie wahrscheinlich längst Wort für Wort hätte nacherzählen können, aber genau wie ich und unsere Mutter lachte sie immer noch und klatschte in die Hände.

»Den alten Pearl? Den alten Pearl?«, dröhnte mein Vater

und ließ die Zähne sehen. »Der alte Pearl war nicht immer alt«, rief er fröhlich. »Der alte Pearl konnte jeden ins Wasser befördern und lachte dich aus, während er dir den Stamm unter den Füßen wegdrehte.«

»Mrs Gasseur konnte nicht aufhören, davon zu schwärmen«, sagte meine Mutter. »Sie freute sich jedes Mal wie eine Schneekönigin, wenn Pearl die Jungs ins Wasser schickte.« Meine Mutter lächelte. Bei dieser Geschichte lächelte sie immer.

Baumstammrollen hatte in Sawgamet Tradition. Jedes Jahr kam der gesamte Ort am Tag, bevor das Holz nach Havershand geflößt wurde, an den Fluss. Die Leute brachten Decken mit, Körbe mit Hühnchen, gebratenen Zwiebeln und Kartoffeln, Brot, Blaubeerkuchen und Erdbeerwein. Wie schon sein Vorgänger, Vorarbeiter Martin, besorgte mein Vater ein paar Fässer Bier, und die Männer sprangen ins Wasser. Sie kletterten auf die Baumstämme, ein Mann an jedem Ende, drehten das Holz mit den Füßen, schneller und schneller, stoppten urplötzlich und drehten die Stämme mal in die eine, mal in die andere Richtung, bis einer, oder manchmal beide, unter wildem Applaus vom Ufer ins kalte Wasser flog.

»So lange ich zurückdenken konnte, hatte Pearl immer gewonnen«, sagte mein Vater. »Er war nie ins Wasser gefallen, und das musste ich ändern. Ich musste gegen ihn gewinnen.« Er schlug mit seiner schlimmen Hand auf den abgenutzten Kieferntisch und zwinkerte meiner Mutter zu. »Oh, eure Mutter war eine Schlaue.« Er stand auf und legte ihr einen Arm um die Taille, zog sie an sich und sah Marie und mich über ihre Schulter an. »Und ist es immer noch.«

Dann küsste er sie, und es überraschte mich, dass meine



Mutter rote Wangen bekam. Bevor sie ihn wegschob, sagte sie ihm noch etwas ins Ohr, und da wurde auch er rot. Mein Vater machte eine kleine Pause und sah zu, wie sie die Teller vom Tisch räumte.

»Papa!«, sagte Marie und wollte mehr hören.

»Oh, aber den Rest kennt ihr doch längst. Sie hat mich geheiratet, und dann kamt ihr«, sagte er und machte eine ausladende Bewegung mit der Hand in unsere Richtung.

»Papa!«, sagte Marie noch einmal und drohte ihm mit dem Finger, wie unsere Schullehrerin.

»Erzähl es richtig«, sagte ich.

Er lächelte und beugte sich vor. »Eigentlich wollte sie mich gar nicht heiraten.«

»Aber Mama«, sagte Marie, »warum mochtest du Papa nicht?«

Mein Vater hielt inne und sah meine Mutter an. Das gehörte nicht mit zur Geschichte. »Ja, warum mochtest du mich nicht?«, fragte er.

»Jedes einzelne Mädchen in Sawgamet hast du gefragt, ob es dich heiraten will«, antwortete meine Mutter.

»Aber nur ein Mal«, sagte er und wandte sich wieder Marie zu. »Deine Mutter habe ich jeden Tag gefragt. Alle Männer hatten schon um ihre Hand angehalten, selbst die verheirateten, und ich habe es jeden Tag wieder versucht. Drei Jahre lang habe ich sie täglich in der Pension besucht und gefragt, ob sie mich heiraten will.«

»Und sie hat immer nein gesagt.« Marie streckte die Arme aus und umfasste die faltigen Finger von Vaters schlimmer Hand. Er setzte sich neben sie. »Mama«, fragte sie wieder, »warum hast du Papa nicht gemocht?«

»Ich habe ihn immer gemocht, mein Schatz«, sagte sie und schüttete heißes Wasser vom Herd in die Geschirrschüssel.  
»Ich wusste es nur noch nicht.«

»Also habe ich sie immer weiter gefragt, ob sie mich heiraten will, bis sie eines Tages nicht mehr nein gesagt hat.«

»Was hat sie da gesagt?« Marie konnte die Frage nicht zurückhalten.

»Sie sagte, sie würde mich heiraten, wenn ich Pearl ins Wasser bekäme.«

»Ich dachte, damit wäre ich auf der sicheren Seite«, sagte meine Mutter. »Euer Vater schien nie oben bleiben zu können.«

Mein Vater lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und starrte durchs Fenster zum Mond hinauf. Er hatte Marie seine Hand entzogen und rieb sich den Handrücken, als täte er ihm weh.

Ich wollte ihn von seinem Triumph erzählen hören und wie es gewesen war in jenem Jahr, als sich der Stamm so schnell drehte, dass er seine Füße nicht mehr sehen konnte, wie er das Platschen und das Gebrüll vom Ufer gehört hatte, das ihm sagte, dass er tatsächlich Pearl Gasseur ins Wasser befördert hatte. Ich wollte, dass er beschrieb, wie sich das kalte Wasser angefühlt hatte, als er selbst hineinsprang und zum Ufer schwamm, um mit tropfenden Kleidern vor meine Mutter zu treten. Ich wollte ihn uns zuzwinkern sehen, wenn er erzählte, dass unser Priester, Vater Hugo, mit einem Glas in der Hand neben den Bierfässern eingeschlafen war, wollte hören, wie Vater Earl, der erst tags zuvor aus Ottawa eingetroffen war, ein anglikanischer Priester, der jünger war als mein Vater, die beiden gleich dort am Ufer des Sawgamet getraut hatte. Aber bevor er uns das alles erzählen konnte,

bevor er uns erklären konnte, dass er am nächsten Morgen schon weggemusst hatte, das Holz den Fluss hinunterflößen, und wie er den ganzen Weg von Havershand zurückgerannt war, nach Hause zu seiner Frau, fragte ich ihn: »Vermisst du es? Vermisst du das Flößen?«

Er sah mich einen Moment lang an, als hätte er meine Frage nicht gehört, und dann sagte meine Mutter: »Wascht ab, du und Marie, und geht zu Bett.«

Ich stand vom Tisch auf, und er hob die Hand, die Finger eingerollt wie eine Kralle. »Ja, ich vermisse es«, sagte er.

Während der nächsten paar Wochen erzählte er nicht viele Geschichten, und als der Schnee endlich so weit weggeschmolzen war, dass die Männer ihre Sägen und Äxte hervorholen und wieder in den Wald gehen konnten, trieb mein Vater sie fürchterlich an, als wüsste er, wie schlimm der nächste Winter werden würde. Von Tagesanbruch bis in die Abenddämmerung hinein ließ er sie arbeiten, ohne einen einzigen freien Tag bis zum ersten September. Hoch stapelten sich die Stämme neben der Sägemühle.

Das Holz musste den Fluss hinunter, damit das Geld hereinkam. In dem Winter, in dem Vorarbeiter Martin das Wetter falsch eingeschätzt und zu lange gewartet hatte, waren die Stämme im Fluss eingefroren. Es war ein harter Winter geworden, mit wenig Geld und langen Anschreibelisten. Als das Fällen im Frühling wieder losging, lag noch Schnee, und Vater zerquetschte sich die Hand gleich in der ersten Woche. Im selben Monat kam Vorarbeiter Martin durch eine verirrte Axt zu Tode, die ihn am Hinterkopf traf. Darauf bekam mein Vater den Job.

Im Jahr, in dem ich zehn wurde, hing morgens, als es mit dem Flößen losgehen sollte, Eis an den Ufern des Sawgamet, und die Männer warfen meinem Vater anerkennende Blicke zu, sahen sie doch, dass der Fluss bald schon zufrieren würde. Der Winter kam früh und mit Wucht und bereitete nicht nur den wenigen Männern Sorgen, die sich noch an den ersten Goldrausch und das Jahr erinnern konnten, in dem der Sawgamet bis auf den Grund eingefroren war. Mit dem Boom und der Stadt war es damals vorbei gewesen, und die Geschichten über verzweifelte Männer, die ihre Maultiere gegessen hatten, um den Winter und die Schneemassen zu überleben, wurden von dem Geflüster übertönt, dass sich manche mit noch weit heiklerem Fleisch als dem ihrer Maultiere am Leben gehalten hätten.

Mein Vater sah zu, dass die Stämme die Rutsche hinuntergeschickt wurden, schrie und trieb die Männer an und legte, wenn nötig, sein Gewicht mit gegen die Stangen. Bis zum Abendessen hatten Vater Hugo und Vater Earl das Holz gesegnet, und die Männer waren mitsamt den Stämmen den Sawgamet hinunter verschwunden.

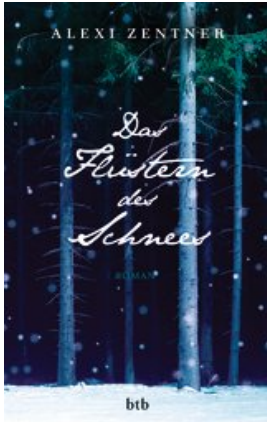
Es schneite, als sie aus Havershand zurückkamen, frierend, aber lachend, mit geröteten Wangen und bereit für einen Winter mit Fallenstellen, Jagen und ausreichend Zeit, um die Sägen zu schleifen und ein paar Felle zu verkaufen. Gegen Ende Oktober hatte uns die Kälte bereits fest im Griff, und der Wind trieb uns Tränen in die Augen, die noch auf den Wangen gefroren. Drei Reihen tief stapelten die Männer das Feuerholz vor ihren Häusern, und das Schlagen der Äxte riss nicht ab. Die Mütter hielten Öfen und Herde den ganzen Tag über am Brennen, und das Spül-

wasser, das sie aus der Tür schütteten, gefror, bevor es auf den Boden traf.

Der Fluss gefror glatt und ebenmäßig vom Ufer aus, und bis November waren selbst seine reißende Mitte und der gefährliche Zusammenfluss von Sawgamet und Bear River mit Eis bedeckt. Im schwächer werdenden Tageslicht fuhren wir nach der Schule Schlittschuh, und am Ufer wurden große Feuer entzündet, an denen wir uns die Hände wärmen konnten. Die Mädchen spielten Kettenlaufen und die Männer und Jungen Eishockey, nachdem wir den Schnee vom breiten Flusslauf gefegt hatten.

Gewöhnlich gingen wir sonntags vor dem Abendessen noch einmal alle zum Fluss. An jenem Sonntag allerdings blieb meine Mutter zu Hause, weil sie mit dem Backen noch nicht fertig war, und so kam nur mein Vater mit uns, der seine und Maries Schlittschuhe am Hockeyschläger über der Schulter hängen hatte. Es war so kalt, dass in der Woche vorher das gläserne Thermometer am Schulhaus zersprungen war und selbst mein Vater einen Schal über dem Gesicht trug, um sich zu schützen. Marie und mich hatte meine Mutter in so viele Schichten gepackt, dass wir Schwierigkeiten mit den Verandastufen hatten. Dennoch sickerte die Kälte wie Wasser durch unsere Kleider, und wir wollten möglichst schnell aufs Eis, um uns warmlaufen zu können.

Unten am Fluss setzten wir uns auf den festgetretenen Schnee entlang des Ufers, und mein Vater half Marie mit den Schlittschuhen. Er band sie ihr zu und schickte sie hinaus aufs Eis. Während er sich die eigenen Schuhe zuband, fuhr Marie langsam Richtung Bear River. Mit zaghaften Stößen bewegte sie sich von uns weg, auf Beinen so wack-



Alexi Zentner

## **Das Flüstern des Schnees**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-442-75289-8

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Wir müssen einander lieben – oder sterben ...

Es ist die klirrende Kälte, die das Glas des Schulhausthermometers zerbersten lässt. Die den reißenden Fluss mit Eis überzieht, so dass, was darin verloren ging, wie unter einer milchigen Scheibe verborgen bleibt. Die das gesamte Dorf monatelang unter einer undurchdringlichen Haube aus Schnee begräbt.

Dreißig Jahre nachdem sein Großvater wieder nach Sawgamet kam, um seine geliebte, aber lange verstorbene Frau ins Leben zurückzuholen, ist auch Stephen heimgekehrt. An diesem magischen Ort, wo die Geheimnisse der Einwohner weitergeflüstert werden, bis sie zu märchenhaften Erinnerungen gefrieren. Wo sich das Leben zu Geschichten verdichtet, und Geschichten auf einmal lebendig werden. Und wo sich nun auch Stephen der Mahnung des Großvaters stellen muss, dass wir nur die eine Wahl haben: entweder wir lieben, und zwar ganz und gar – oder uns bleibt nur der Tod.



**Der Titel im Katalog**